

Das närrische Narrativ

Waren einst Heerscharen von Intellektuellen vom Begriff «Dialektik» berauscht, macht heute das «Narrativ» die Runde. Es ist das Gegenwort der Stunde zu abstrakten und begrifflich begründeten theoretischen Systemen und als solches Ausdruck von Gedankenlosigkeit. Denn wirklich erklären lässt sich damit nichts. Gastkommentar von Manfred Schneider



Ein neues Wort hat Einzug in unsere politische Sprache gehalten. Es ist das hübsche Wort «Narrativ». Wie so manche Erlösungsvokabel ist es aus dem Englischen zu uns gelangt und führt entsprechend viel Nebel mit sich. Das Wort «Narrativ» unterscheidet sich in seiner Bedeutung nicht im Geringsten vom deutschen Wort «Erzählung», aber es besitzt exotischen Neuheitswert und dient der Unterhaltung. Seine steile Karriere in den vergangenen Jahren verdankt das Wort auch der Gewohnheit, unsere leitenden Begriffe wie Software auszutauschen; zum anderen aber steckt eine philosophische Betriebsamkeit dahinter, die in den Human- und Sozialwissenschaften zu einem bedenklichen Erfolg gelangt ist, weil sie damit beschäftigt ist, alte Überzeugungen der Aufklärung abzuräumen.

Der Erfolg des Begriffs «Narrativ» in den Sozialwissenschaften beruht auf der Vorstellung, dass der Mensch ein «erzählendes Tier» ist. Das Erzählen sei ein fundamentales anthropologisches Merkmal. Der «homo narrans» verkörpere daher die wahre anthropologische Version dessen, was die westliche Welt seit der Antike fälschlich dem «animal rationale» zuschreibt. Der Mensch denkt nicht, spekuliert, hofft und glaubt nicht, sondern er erzählt. In allen rationalen Operationen stecken Geschichten.

In Geschichten verstrickt

Eine wichtige Rolle in dieser Umschreibung von Rationalität in Narrativität spielt der britische Philosoph Alasdair MacIntyre, dessen Buch «After Virtue» vor gut zwanzig Jahren unter dem deutschen Titel «Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart» herauskam. Einmal mehr erklärt der Philosoph die Aufklärung für gescheitert und sucht mit der Behauptung zu punkten, dass sich Menschenrechte und Naturrechte als Fiktionen erwiesen hätten. Stattdessen hofft er darauf, dass Zivilisation und Moral in kleinen lokalen Gemeinschaften das «finstere Zeitalter» der Gegenwart überstehen könnten.

Mit diesen an Gedanken des Kommunitarismus orientierten Überlegungen kritisiert MacIntyre zugleich den Verlust des Verständnisses, dass alle Individuen in komplexen Verbindungen von Erzählungen stehen. «Meine Lebensgeschichte ist stets eingebettet in die Geschichte der Gemeinschaften, von denen her ich meine Identität beziehe.» Dieses Geflecht aus «Narrativen» bilde eine Einheit, die den vielen Rationalitäten der Moderne aus dem Blick geraten sei.

Das ist in einer Hinsicht nicht abwegig. Bereits Walter Benjamin bedauerte Mitte der dreissiger Jahre, dass es mit der Kunst des Erzählens zu Ende gehe. Blickt man in die Avantgardeliteratur des 20. Jahrhunderts, so vernimmt man dort allenthalben den Spott über eine naive Erzähltradition. Ein Roman könne im 20. Jahrhundert niemals mit dem Satz «Die Marquise ging um 5 Uhr aus» beginnen, erklärte Paul Valéry, und die Surrealisten sprachen es ihm eifrig nach. Dieser Überzeugung, dass das Erzählen immer neue Muster der Sprache entwickeln müsse, um der wachsenden Komplexität der Welt zu entsprechen, verdanken wir die grossen

**Epen, Märchen, Sagen,
Novellen, Tragödien,
Romane erzählen nichts
von Menschenrechten.**

Romane des 20. Jahrhunderts von Joyce und Proust über Beckett, Kafka bis hin zu Thomas Pynchon.

Doch es ist nicht zu leugnen: In Tausenden von Geschichten der Gegenwartsliteratur gehen in diesem Sinne unablässig die Marquisen wieder um 5 Uhr aus, komplexe Erzählformen sind von unserem populären Geschmack geächtet. Während noch in der Autobiografie des vergangenen Jahrhunderts eine tiefe Skepsis herrschte, ob es möglich sei, die unzähligen Wandlungen und Facetten eines Subjekts in den traditionellen Mustern festzuhalten, türmen sich in den Buchhandlungen neben der Kasse die eindimensionalen Ego-Texte. Jetzt also, so können uns die Anthropologen und Marketingexperten sagen, hat sich die Literatur wieder den Bedürfnissen des Normalmenschen, des «story-telling animal» angepasst.

Auf diesem Markt des Rückschritts und der Vereinfachungen sind nun auch Sozialwissenschaften und Politiktheorien unterwegs, die uns gerne erklären, dass wir in einer Welt der «Narrative» leben. In den politischen Debatten der Gegenwart überbieten sich die Redner darin, uns etwa zu erläutern, dass die Franzosen ein anderes Europa-Narrativ hätten als die Engländer oder die Polen oder gar als Donald Trump. Jetzt geht uns ein Licht auf! In der politischen Arena streiten nicht Ideen, Argumente, Ideologien, Interessen, Verblendungen, Kapital und Macht, sondern Narrative! Der Brexit kommt aus einem alternativen Europa-Narrativ! Und natürlich haben Polen ein anderes Flüchtlings-Narrativ als die Italiener! Darum also diese Unterschiede! An den Politik-Lagerfeuern stimmen die Narrative nicht mehr überein! Alle Menschen sind zwar «story-tellers», nur erzählen sie leider unterschiedliche Geschichten und verstehen sich daher nicht mehr.

Wörter wie Konfetti

Es ist nichts Absonderliches, dass frisch aus der Gedankenlosigkeit neue Begriffe auftauchen und ganze «story-teller»-Gemeinschaften benebeln. Man erinnere sich nur an das Wörtchen «Dialektik», in den sechziger und siebziger Jahren: Philosophen, Studenten, Journalisten, Politiker bürdeten der Dialektik die ganze Last auf, in einer schwierigen Welt Erklärungen für so viel Unsinn, Zufall zu finden und die Notwendigkeit der Weltrevolution zu erläutern. Das Wörtchen ging wie Konfetti durch die Debatten, bis der Karneval irgendwann ein Ende fand. Allerdings lassen sich aus Begriffsmoden auch Lehren ziehen, und solche Wörter bilden gleichsam Sonden, die in die Tiefe eines Zeitgeistes hineinfühlen, wo ihr Bedarf offenbar entstanden ist.

Gegen den Grundgedanken der Aufklärung, dass im Gang der Bildungsgeschichte der Menschheit nach und nach naive und leicht anschauliche Formen der Welterklärung, wie sie Religion und Poesie liefern, durch abstrakte, begrifflich begründete theoretische Systeme abgelöst werden, wüten Denker immer wieder. Und tatsächlich spricht die tägliche Zeitungslektüre dagegen, dass der moderne Mensch endlich das aufgeklärte «animal rationale» sei, das uns bereits die antike Philosophie in

Aussicht gestellt hat. Nach den Exzessen von Kommunismus, Nationalismus, Faschismus, Rassismus und des gegenwärtig vielfach religiös begründeten Terrorismus scheint nicht viel übrig von diesem vernünftigen Tierchen.

Nur zu wahr! Aber müssen wir daher dazu übergehen, die Leitbilder der Aufklärung, der Vernunft, des Fortschritts, der Gerechtigkeit, Gleichheit und des Rechts ad acta zu legen? Müssen wir, weil so viel Kontrafaktisches zu unseren Vernunft-Leitbildern geschieht, die Ideen und Fiktionen der Aufklärung abräumen und durch neue Menschenbilder ersetzen? Also glauben, dass der Mensch ein Gemeinschaftswesen sei, eingebettet in «Narrative», die er mit anderen teilt und nicht teilt? Müssen wir daher den Menschen einer anthropologischen Natur zurückgeben, aus der ihn die Hypermoderne aus Technik und Verwaltung vertrieben hat?

Späte Kulturtechnik

Aber so unbezweifelbar Menschen soziale Wesen sind, so wenig sprechen anthropologische wie sprachgeschichtliche Befunde dafür, dass er zuallererst ein «homo narrans» sei. In vielen europäischen Sprachen ist «erzählen» ein von «zählen» (to tell) abgeleitetes Verb wie das romanische «ra-conter». Das lateinische Wort selbst ist von «gnarus», nämlich «wissend», abgeleitet. Das griechische «di-ägeistai» kommt von «hägeomai», einer Wortgruppe um die Bedeutung «leiten, führen». Das Erzählen ist demnach eine spät entwickelte Kulturtechnik.

Die Reduktion des politischen Diskurses auf Narrative ist ein Anzeichen des Gedankenrückschritts wie die theoretische Verirrung des Kommunitarismus. Blickt man in die Community-Unterwelten der Social Media, in die aktuellen Beobachtungsgebiete für eine «realistische» Anthropologie, so stösst man dort auf keinen «homo narrans», sondern auf den «homo errans», den in Irrtümern, Vorurteilen, Eitelkeiten, Unwissen, Affekten herumirrenden vulgärsprachlichen «User», der Mitglied einer Gemeinschaft ist. Soll man auf diesen «realistischen» Fundamenten eine neue Moral gründen?

Es gibt keine Alternative zu den Errungenschaften und den Fiktionen des «als ob», die uns die theoretische Vernunft Kants gegeben hat. Menschenrechte und Menschenwürde beruhen darauf, dass alle Menschen so behandelt werden, «als ob» sie dieses Recht und diese Würde hätten.

Epen, Märchen, Sagen, Novellen, Tragödien, Romane erzählen nichts von Menschenrechten. Kein Recht ist in die Hirnrinde geschrieben! Das sei allen gesagt, welche die Welt mit Empirie verhexen: Die Freiheit ist das «als ob», unter dem allein Menschenrechte und Menschenwürde gedeihen. Jeder Zeitungsleser weiss, dass die westlichen Kulturen diese Errungenschaften mit allen Kräften bewahren müssen. Das ist ein Gedanke, eine unverzichtbare Idee und kein Narrativ.

Manfred Schneider ist emeritierter Professor für deutsche Literaturwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum. 2013 erschien im Berliner Verlag Matthes & Seitz der Band «Transparenzraum».